Bubi [Schluss]

Autor(en): **Weibel, Rosa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633695

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

bernische Heimarbeiten hatten da und dort einen schönen Erfolg; die Schweizerfrauen müssen sich aber daran gewöhnen, alltäglich die Landeserzeugnisse zu bevorzugen, Langnauer, Schaffhauser Geschirr auf den Tisch zu stellen, mit Schweizerfaden zu nähen, einheimische Gewebe zu benützen.

Eine besonders beachtenswerte Errungenschaft der Kriegszeit auf dem Gebiete der Arbeitsvermittlung sind die Arbeitszentralen für Frauen und Mädchen, wie sie in Genf, Bern und andern Städten entstanden und als dauernde Institutionen gedacht sind. Sie pflegen namentlich die verschiedenen Arten des Kleidermachens und der Modisterei und sind berufen, bei uns noch zu wenig betriebenen Konfektionszweigen, wie der Schürzen- und Blusenfabrikation, Verbreitung zu verschaffen.

Zu den Hauptfragen in dieser Zeit des wirtschaftlichen Tiefstandes gehört die Volksernährung; sie gestaltete sich um so schwieriger, weil sich zu der allgemeinen Teuerung der inländischen Lebensmittel bald eine Hemmung der Zufuhr beliebter Auslandprodukte gesellte. Da galt es, den Kampf gegen alte Hausfrauengewohnheiten aufzunehmen und in reger Aufklärungsarbeit den Geist der Verantwortlichkeit unter den Frauen zu wecken. Die Frauenvereine im ganzen Lande herum entfalteten eine vielseitige Tätigkeit durch Organisation von Kursen für Kriegskost, Gemüsebau, Konservenbereitung, Obstverwertung, Verwendung der Kochkiste und der Magermilch. Demonstrationsvorträge wurden veranstaltet, Dörrapparate für Obst und Gemüse aufgestellt, Kochrezepte für die Kriegsküche herausgegeben. Die Frauenhilfe Zürich leistete auf diesem Gebiete Hervorragendes; ihre Kakao-Wagen, die das beliebte Getränk in Selbstkocherkesseln bis in die entferntesten Stadtteile brachten, waren gerngesehene Gäste und werden es wohl auch im zweiten Kriegswinter bleiben. Vielerorts entstanden von Frauen geleitete gemeinnützige Speiseanstalten und Notstandsküchen. Wo sie noch fehlte, wurde die Schülerspeisung mit Hilfe der Frauen eingeführt und die ganze oder teilweise Verköstigung von armen Kindern in wohlhabenden Familien organisiert. Die Erfahrung hat aber ergeben, daß gemeinsame Kinderspeisungen der Einzelversorgung vorzuziehen sind.

Der Wöchnerinnenverpflegung schenkten die meisten gemeinnützigen Frauenvereine erhöhte Aufmerksamkeit; die bestehenden Organisationen für Säuglingsfürsorge in unsern größern Städten erweiterten ihr Wirkungsfeld; so übernahm der stadtbernische Verein für Säuglingsfürsorge, in dem sich ein ausgedehnter Frauenkreis mit Hingabe betätigt, bald nach Kriegsausbruch die unentgeltliche Ernährung sämtlicher bedürftiger Säuglinge der Stadt.

Der erste Kriegswinter rückte das Problem der Kleiderausstattung für Bedürftige in den Vordergrund. Hier gingen die Lehrerinnen von Basel und Bern organisierend voran, indem sie gebrauchte und neue Kleidungsstücke aller Art sammelten, reinigen und zur Kindergarderobe verarbeiten ließen. Der so gewonnene Vorrat gelangte im Verlaufe des Winters zur Verteilung. Landauf, landab wirkte dieses Vorgehen anregend. Wohltätige und gemeinnützige Frauenvereine, die alljährlich Weihnachtsbescherungen für Bedürftige veranstalten, legten im Kriegswinter besonderes Gewicht auf die Befriedigung der Kleiderbedürfnisse. Flickstuben boten Frauen aus dem Arbeiterstand Gelegenheit, die Kleider ihrer Familien unter fachgemäßer Anleitung instand zu stellen, und in den Fortbildungskursen für Mädchen und Frauen wurde dem Flicken und Selbstanfertigen einfacher Kleidungsstücke mehr denn je Aufmerksamkeit zugewendet. Den vereinten Anstrengungen wohlgesinnter Frauen danken wir es, daß sich der erste Kriegswinter im Hinblick auf die Kleiderversorgung weniger drückend gestaltete, als viele gefürchtet hatten.

Schwere Störungen brachte die Mobilisation unseres Heeres den landwirtschaftlichen Betrieben, die schon in Friedenszeiten unter dem Mangel an Hilfskräften leiden; ihnen wurden auf Monate hinaus die besten und treuesten Arme entzogen. Die ohnehin schwer belastete Bäuerin sah sich vielerorts vor eine Riesenaufgabe gestellt. Nur mit hoher Bewunderung gedenken wir der Frauenleistungen, die da zutage traten. Auf manchem Hof blieb die junge Frau mit ihren Kindern ohne männlichen Beistand zurück, und trotzdem wurden die Felder bestellt, der Viehstand besorgt und Früchte eingeheimst. In der ihnen eigenen stillen Art haben unsere Bäuerinnen ohne Jammern und Klagen oft fast übermenschliche Pflichten erfüllt und schöne Beweise der Solidarität gegeben. Aber auch die Frauen des Gewerbe- und des kleinen Handelsstandes bekamen die Mobilisation zu spüren, die sehr oft die Berufslast des Mannes auf ihre Schultern lud. Wohl ihnen, wenn sie im Berufe des Gatten zu Hause waren und zum Wollen auch das Können für die Lösung der Aufgabe in sich fühlten! Unser neues Zivilgesetz hat die Frauen mit vermehrten Rechten, aber auch mit vermehrter Verantwortlichkeit ausgestattet — nun galt es für viele in bitterem Ernste, die Probe zu bestehen.

Eine erfreuliche Erscheinung bildete der Umstand, daß bei den Vorkehren für die Bekämpfung der Schädigungen aus Mobilisation und Krieg von Behörden, Vereinen, Gesellschaften überall Frauen beigezogen wurden; wir finden sie in den kantonalen und kommunalen Notstandskommissionen, nicht, wie das früher bei Wohlfahrtsbestrebungen der Fall war, nur als beratende, sondern als vollberechtigte Mitglieder.

Bubi.

Skizze von Rosa Weibel.

(Schluß.)

„Bleibst du jetzt bei uns, Tantchen? Liebes Tantchen, bleibst du jetzt da?“ fragte er, und wollte sie nicht loslassen.

Die Tante blieb über das Begräbnis, dann mußte sie wieder gehen, denn sie hatte nicht länger Urlaub.

Bubi meinte durchaus, sie müsse ihn mitnehmen, er weinte die ganze Nacht vor ihrer Abreise. Die Tante aber mußte ohne ihn reisen.

Bubis Mutter wurde krank und mußte in das Spital gebracht werden. Bubi und sein Brüderchen kamen zuerst in ein Kinderasyl. Nach einigen Tagen kam ein Bauer und holte Bubi auf einen Hof seiner Heimatgemeinde. Bubi hatte beinahe verlernt, große Augen zu machen, er ließ alles mit sich geschehen. Nur als der große Hofhund bellend auf ihn zurannte, schrie er vor Schreck und Entsetzen und drückte sich an die Beine des Bauern, der barsch sagte, der Hund tue nichts, und Bubi wegschob.

Wieder begann ein neues Leben für Bubi. Er mußte am Morgen sehr früh aufstehen, im nassen Gras arbeiten, dann wurde der große Hund eingespannt und Bubi mußte mit diesem zusammen die Milch in die Käserei führen. Am ersten Morgen, als Bubi allein fuhr, bellte der Hund ihn schrecklich an. Bubi zitterte und wagte kaum zu atmen, er zog mit zu Boden geschlagenem Blicke fest am Karren und kam schweißgebadet vor Angst und Anstrengung in der Käserei an. Ihm bangte auch vor den andern Milchbuben, die alle viel größer und stärker waren als er.

„Wollen Sie so gut sein und die Milch vom Karren heben?“ fragte er, den Hut in der Hand, höflich den Hüttenknecht. Alle lachten hell auf, Bubi wurde blaß und rot vor Verlegenheit und wußte nicht, wohin er den Blick wenden sollte.

Die Rückkehr mit der Schotte war nicht weniger behaglich als die Hinfahrt. Bubi zitterte vor Anstrengung, daß er beim Nachtessen kaum den Löffel zum Munde führen konnte. Nach dem Essen mußte er brechen. Die Bäuerin schickte ihn zu Bett. Er hatte mit einem Knecht zusammen in der Stallstube zu schlafen, die dicke Luft benahm ihm den Atem, der Schlaf floh ihn bis gegen Morgen. Er dachte an die Tante und an den Großvater und betete: „Lieber Gott, laß mich bald sterben, damit ich zu meinem Großvater komme, oder wenn du das nicht willst, so mach, daß mich meine liebe Tante hier fortholt."

Als ihn der Knecht weckte, taumelte er in der Stube herum.

„Bürschchen, mit dir ist was nicht richtig. Was hast?" fragte der Knecht. Da brach Bubi in haltloses Weinen aus. „Ich möchte zu meiner Tante!" schluchzte er und setzte sich auf den Boden. Seine dünnen Beinchen wollten ihn nicht mehr tragen.

„Dummer Bub, das Heimweh wird dir schon vergehen, komm ins Gras."

„Ich bin müde!" sagte Bubi.

„Dummes Zeug, komm, mußt nur nicht daran denken."

Bubi rechete mühsam das nasse Gras an einen Haufen, die Augen wollten ihm immer zufallen; da setzte er sich auf das Gras, „nur bis der Wagen da ist," dachte er, und schlief ein. Der Knecht weckte ihn.

„Komm, Bub, kannst heimfahren, nach dem Essen wirst schon wach werden."

Der Knecht warf ihn mit kräftigem Schwunge auf den Graswagen. Bubi war es schrecklich elend. Er schluckte gezwungen zwei Löffel voll geschmalzene Kartoffeln hinunter; darob mußte er wieder brechen.

„Was willst du, der Bub ist krank!" sagte die Bäuerin mit einem Achselzucken zu ihrem Mann.

„Ah bah!" meinte er.

„Wenn ich dir sag!"

„Er hat das Heimwehfieber nach seiner Tante!" sagte der Knecht.

„So!" sagte die Bäuerin erleichtert. „Ja dann!" Sie war beruhigt.

Bubi saß draußen auf dem Holzblock, den Rücken an die Wand gelehnt und war schneeweiß.

„Geh' ins Bett!" sagte die Bäuerin.

Er dachte noch, daß er morgen zu der Tante gehen wolle, gehen, gehen, bis er bei ihr sei; nur nicht mehr mit dem Hunde in die Käserei . . . Dann schlief er ein und schlief bis tief in die Nacht hinein. Beim Erwachen sah er, daß ihm jemand Speise geben wollte, er wies sie mit Ekel von sich, auch den nächsten ganzen Tag aß er nichts.

„Man sollte nach dem Doktor schicken," sagte die Bäuerin kleinlaut.

„Was? Was fehlt dem Bengel?" schrie der Bauer.

„Weiß ich's?"

„Nichts fehlt ihm, dem tut das Schaffen weh, muß es eben lernen!"

Der Bauer stampfte in die Stallstube hinaus.

„He, Bürschchen, wo tut's dir weh? Wo fehlt's? Wo hast du Schmerzen?"

Bubi sah ihn angstvoll an.

„Nein, ich habe habe keine Schmerzen, es tut mir nirgends weh!"

„Dann also, in die Hosen, marsch!" Bubi konnte sich sehr schnell anziehen. Vor dem Hause stand der bespannte Milchkarren . . .

Bubi faßte zitternd nach der Karrenstange, der Hund bellte ihm in das Gesicht, er wich zurück.

„Du mußt nicht zeigen, daß du Angst hast, dummer Bub, fahr' zu!"

Bubi fuhr ein paar Schritte, da stand der Hund an ihm auf; Bubi schrie und ließ die Stange fahren; der Hund heulte vor Freude, sprang auf Bubi zu und riß den Karren um, die Milch floß über den Weg . . .

Bubi sah noch, wie der Bauer mit zornrotem Gesicht auf ihn zusprang, dann wußte er nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er brennenden Durst. Sein Kopf war schwer, wie Blei. Er rief nach seinem Großvater. Als niemand kam, erinnerte er sich, daß sein Großvater gestorben sei. Dann mußte doch die Tante kommen. Wie konnte man ihn so lange allein lassen, wenn er krank war! Er rief nach der Tante, da kam der Knecht. Bubi riß die Augen weit auf, und ein furchtbares Angstgefühl lag plötzlich in seiner Brust.

„Muß ich wieder mit dem Karren fahren?" fragte er leise.

„Heut' nicht," sagte der Knecht, zog seine Uhr auf und sah zum Fenster hinaus. Jetzt fühlte Bubi einen stechenden Schmerz im Leib.

„Ich habe Durst," klagte er. Der Knecht holte ihm Wasser. Zwei Tage und zwei Nächte lag Bubi in seinen Schmerzen, ohne daß er jemand sah außer dem Knecht, der ihm Milch brachte.

Auf einmal stand die Tante an seinem Bette. Da lachte Bubi. Die Tante aber weinte, weinte . . .

„Nimmst du mich mit?" fragte Bubi.

„Ja, mein lieber Herzensjunge, ich nehme dich mit!"

Sie küßte das abgemagerte Gesichtchen und wusch es mit ihren Tränen sauber.

„Weißt du, hier ist ein großer Hund, der will mich immer beißen, da habe ich die Milch ausgeleert; aber du nimmst mich mit, dann muß ich nicht mehr in die Käserei."

Er ließ Tantchens Hand nicht los.

„Wo tut es dir weh, Liebling?"

„Da!" sagte Bubi und legte die kleine Hand auf den Leib. Er lächelte und schlief ein.

Die Tante ging in das Dorf und kam mit einem Arzt. Die Bauersleute ließen sich nicht sehen. — Der Arzt untersuchte Bubi.

„Das war von jeher ein schwächliches Kind. Er wird sterben. Zweiundvierzig Grad Fieber. Das Körperchen ist ganz abgehetzt, sehen Sie, wie mager er ist! Seien Sie froh, dem Jungen geht es gut."

„Ich möchte ihn hier fortnehmen, vielleicht in das Gasthaus," sagte die Tante schluchzend.

„Das geht nicht, die Gastwirte haben nicht gern solche Geschichten."

„Er war sich so an eine freundliche Umgebung gewöhnt!"

Der Arzt sah Bubis Tante in das kluge Gesicht.

„Bringen Sie ihn zu mir," sagte er, „oder noch besser, wir nehmen ihn gleich mit."

Der starke Mann trug ihn behutsam hinüber in das Dorf.

Nun saß Tantchen wieder an Bubis Lager und erzählte ihm, wie früher, wundersame Geschichten und Bubi lauschte und lächelte und atmete schwer.

„Und morgen reisen wir in die Stadt, da wirst du den Großvater wiedersehen."

„Ist er wieder da?" fragte Bubi.

„Ja, du wirst ihn sehen, und das Großmütterchen auch, denk' einmal, wie schön das sein wird."

Bubi lächelte und hatte allen Kummer vergessen.

„Weißt du, mir wird ganz kalt, du mußt mich fest halten!" sagte er in der Nacht.

Die Tante hielt ihn fest und löste dann sachte die starren Aermchen von ihrem Nacken, legte die kleinen Händchen ineinander und sagte: „Gott sei Dank! der Tod meint es besser mit dir als die Menschen."